Supplément au **Programme des Cours** du Collège Royal Français
(Exercice 1901—1902).

Gobineau's Rassenphilosophie.

(Essai sur l'inégalité des races humaines).

Dargestellt

vom

Oberlehrer Dr. Paul Kleinecke.

Bibliothek des Städt. Gymnasiums * Düsseldorf *

Berlin 1902.

Druck von A. Haack, NW., Dorotheenstrafse 55.

1902. Progr. Nr. 54.

9be
17

54.b

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HT009096517

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorbemerkung.

Um eine Gesamtvorstellung von Gobineaus Wesen und ein Bild seines Lebens zu gewinnen, schaffe man sich die in einem Heftchen bei Reklam erschienene Übersetzung seiner »Asiatischen Novellen« an. Sie sind von dem hochverdienten Begründer der deutschen Gobineau-Vereinigung, Prof. Dr. Ludwig Schemann in Freiburg i. B., übersetzt und mit einer Einleitung versehen, die eine umfassende Würdigung Gobineaus und seiner verschiedenen Werke bietet. Im selben Verlage und von demselben Übersetzer erschien die »Renaissance«, eine Perle der Weltlitteratur und von der Pariser Akademie mit einem Preise gekrönt. Gobineaus bedeutendstes Werk, der »Essai sur l'inégalité des races«, dessen allgemeiner oder theoretischer Teil in diesem Werkchen dargestellt werden soll, erschien in zweiter Auflage in Paris bei Firmin-Didot et Cie. 1884. Die treffliche Übersetzung des ganzen Werkes ins Deutsche verdanken wir gleichfalls Ludwig Schemann. Sie ist in vier Bänden vollständig jetzt im Verlag Friedrich Frommann (E. Hauff) in Stuttgart erschienen.

Das vorliegende Werkchen verfolgt den Zweck, die Leser zur Lektüre des gesamten Originalwerkes in französischer oder deutscher Sprache anzuregen. Es bietet also denen nichts Neues, die Gobineaus »Essai« bereits gelesen haben. Die Zahl dieser ist aber, selbst in Gelehrtenkreisen, verhältnismäfsig noch so klein, dafs ich wohl mit Recht annehme, dafs den meisten meiner Leser dieses Büchlein von Nutzen sein werde.

Zum besseren Verständnis bemerke ich noch folgendes. Der hier dargestellte Teil des Gobineauschen Werkes ist im Jahre 1853 vollendet worden. Die Ausgabe von 1884 ist nur ein wörtlicher Abdruck davon. Wohl waren in den 31 Jahren zahlreiche und bedeutende Forschungsergebnisse, wie z. B. die Lehren Darwins und Buckles, zu Tage getreten, wohl hatte die politische Welt gewaltige Umwälzungen erfahren, und die einen wie die anderen schienen bedenklich an einzelnen Zweigen zu rütteln, welche aus dem Boden der Gobineauschen Lehre erwachsen waren. Aber die Grundwahrheiten dieser Lehre waren durch nichts erschüttert, und um ihretwillen, um die es Gobineau allein zu thun war, liefs er auch die erkannten Fehler und Schwächen seines Jugendwerkes unverändert stehen. Nicht ganz ohne Berechtigung beruft er sich darauf, dafs er keine Sicherheit habe, bei einer Verbesserung solcher Einzelheiten der absoluten Wahrheit näher zu kommen als vorher. Der grofse Gedanke aber, den Gobineau zuerst gefunden und schon vor Darwin verkündet hat, liegt in der Erkenntnis, dafs fortan jede Kultur- und Mensch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heitsgeschichte im Lichte der Rasse zu betrachten sei. Dieser geniale Gedanke, der, einmal aufgefaſst, so einleuchtend und fast selbstverständlich erscheint, ist von bedeutenden Schriftstellern der Neuzeit zum Ausgangspunkt wichtiger Forschungen gemacht worden, welche, aufgebaut auf neuen Entdeckungen, die Gobineau noch nicht kannte, und gefördert durch die eigene Geistesarbeit der Verfasser, die herrlichsten Früchte getragen haben. Dazu gehören in erster Linie die in den letztvergangenen Jahren mit Recht so berühmt gewordenen »Grundlagen des XIX. Jahrhunderts« von Housten Stewart Chamberlain. Leider hat dieser Mann, der doch Gobineau so vieles verdankt, der Versuchung nicht widerstehen können, besonders in der Vorrede zur dritten Auflage von 1901, neben einigen wenig sagenden Anerkennungen für den groſsen Vorgänger, durch mehrere spöttische, fast höhnische Hinweise auf einzelne Schwächen in Gobineaus Werk seine eigene Unabhängigkeit von diesem nachzuweisen. Wenn er sich dabei aber zu der Behauptung versteigt, daſs »Gobineau seine Darlegungen auf die dogmatische Annahme gründet, die Welt sei von Sem, Ham und Japhet bevölkert worden«, so ist das eine Ungeheuerlichkeit, die nur verdient, niedriger gehängt zu werden.

Wenn hierfür die Lektüre meines bescheidenen Werkes auch schon ausreichend erscheinen mag, so ist es doch zu diesem Zwecke nicht geschrieben; hatte ich doch bei der Abfassung desselben Chamberlains Werk noch nicht gelesen. Mir schwebte vielmehr ein anderes Ziel vor. Mancher mochte denken: Nun gut, geben wir Gobineau die Ehre, die ihm als erstem Pfadfinder gebührt. Aber er ist überholt von anderen, und warum sollen wir uns mit seinen Werken quälen, die doch veraltet sind? Gegen diese Auffassung wende ich mich ganz entschieden. Ebenso wie Lessings »Laokoon« oder Herders »Ideen« nie veralten können, obgleich viele ihrer Gedanken- und Forschungsergebnisse vor der heutigen Kritik nicht mehr bestehen, ebensowenig kann Gobineaus Rassenwerk, wenigstens in seinem allgemeinen Teil, jemals veralten. Denn sein Erscheinen bedeutet einerseits einen epochemachenden Abschnitt in der allgemeinen Natur- und Kulturgeschichte, andererseits ist es das Werk eines schöpferischen Geistes, dessen Reiz tief im Persönlichen liegt, weniger in den immerhin unsicheren Einzelergebnissen.

So lag mir denn bei meiner Bearbeitung nicht nur daran, eine schnelle und bequeme Kenntnisnahme des Inhalts zu vermitteln, sondern ich hegte daneben den stillen Wunsch, meinen Lesern, welche Gobineau noch nicht kennen, etwas von dem Geiste des gewaltigen Denkers zu bieten. Und wenn sie nach Beendigung dieser Lektüre bekennen, seines Geistes auch nur einen Hauch verspürt zu haben, so hat mein stiller Wunsch die herrlichste Erfüllung gefunden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kapitel I.

Die Vergänglichkeit der Civilisationen und menschlichen Gesellschaften ist das Ergebnis einer allgemeinen und gemeinschaftlichen Ursache.

Um die Entstehung, die Entwicklung und die Erfolge eines ganzen Volksstammes zu verstehen, giebt es nach Gobineau, wie bei dem Einzelmenschen, bestimmte Merkmale geistiger Veranlagung. Haben wir diese einmal erfaſst, so wird uns der Entwicklungsgang eines Volkes vom Anfang bis zu seinem Untergang leicht verständlich erscheinen. Die Geschichte liefert uns Beispiele dazu. Wenn man aber bedenkt und sieht, daſs die Civilisationen aller vorgeschichtlichen und geschichtlichen Völker nach einer Zeit des Aufschwungs, der Macht und des Ruhmes, alle ohne Ausnahme, selbst unter den günstigsten Bedingungen ihres Daseins schlieſslich zu Grunde gegangen sind, und wie zeitgenössische Staatenbildungen, trotz ihres verhältnismäſsig geringen Alters schon die sicheren Zeichen des Verfalles in sich tragen, so gelangt man zu dem erschreckenden Schluſs, daſs jede menschliche Gesellschaft, ebenso wie der Einzelmensch, bereits im Augenblick des Werdens neben den Keimen lebensvoller Entwicklung den Urgrund sicheren Unterganges im Innern berge. Welches ist nun dieser Urgrund, und ist er bei allen Staaten derselbe?

So verschieden auch die äuſseren Umstände sich darstellen, unter denen die alten Kulturstaaten*), wie Assyrien, Ägypten, Griechenland und Rom, zu Grunde gingen, so gelangt man bei gründlicherem Forschen doch zu dem Ergebnis, daſs dieser von Urbeginn anhaftende Todeskeim bei allen Völkern gleichartig und derselbe ist. Diese Erkenntnis ist ausschlieſslich modern und ein Erfolg unserer umfassenderen Geschichtskenntnis, welche den alten Kulturstaaten abging. Wie nämlich die Sterblichkeit der Menschen sich aus der Thatsache erweist, daſs bisher alle Menschen gestorben sind, so schlieſsen wir aus der Vernichtung aller bisherigen Staatengebilde auf die Vergänglichkeit der Staaten überhaupt. Welches ist aber der Urgrund der Vergänglichkeit?

Der religiöse Geist des asiatischen Altertums sah in der Vernichtung einer Nation lediglich die göttliche Strafe für ihre Sünden und eine Warnung für die schuldigen, aber noch unbestraften Volksstämme. Gobineau läſst diese Auffassung gelten, insofern sie den Finger Gottes in des Schicksals Walten erkennt. Auch nach ihm geht kein Staat zu Grunde ohne Gottes Willen. Auch er läſst die Sünde als den Urgrund der Vernichtung

*) Kultur und Civilisation sind von Gobineau nicht unterschieden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelten, wie beim Einzelmenschen so bei den Völkern. Aber was die Propheten zur Erklärung einzelner Fälle verwandten, will er für die Gesamtheit der Vernichtungserscheinungen zum Gesetz machen. Die Strenge des göttlichen Gerichtes erstreckt sich eben auf alle menschlichen Gemeinschaften, ihr Untergang ist vorherbestimmt durch ein Weltengesetz, unabänderlich wie alle Naturgesetze der organischen und unorganischen Welt.

Die vornehmen Geister der Athener und Römer sahen den Luxus, die Verweichlichung, die schlechte Verwaltung, die Sittenverderbnis und den Fanatismus als Vorboten und Ursachen des Verfalles an, und zwar so, dafs ein Vermeiden dieser Ursachen einem Volke dauernde Blüte sichern könnte. Auf Grund solcher Auffassung stützten sie ihre Sittenlehre, bekämpften sie tapfer das Laster und seine verderblichen Folgen. Aber die wirklichen Gründe, die aus dem Rahmen des Sittengesetzes herausfallen, blieben ihnen fast gänzlich unbekannt. So kann Gobineau die theoretische Weltauffassung eines Tacitus und Plutarch zwar nicht billigen, aber ihrem sittlichen Bestreben spendet er die gröfste Hochachtung.

Auch die Rationalisten des 18. Jahrhunderts suchten auf Grund derselben unvollkommenen Weltanschauung wie ihre klassischen Vorgänger den Untergang ihres Staates abzuwenden. Aber ihnen versagt Gobineau jede Teilnahme, ihnen gegenüber ist sein Urteil hart. War das Bestreben der Alten konservativ und staatserhaltend, so waren die Lehren der Vorgänger der Revolution umstürzlerisch. Um die Gesellschaft zu retten, trachteten die Voltärianer, Religion, Gesetz, Handel und Gewerbe zu zerstören, indem sie die Religion als Fanatismus, das Gesetz als Despotismus, Handel und Gewerbe als Luxus und Korruption verschrieen. Doch der Irrtum an sich ist bei den Alten und Neuen der gleiche: Es ist nicht wahr, dafs sittliche Gründe, wie Fanatismus, Luxus, Sittenverderbnis und religiöser Verfall, notwendig den Untergang eines Staates zur Folge haben. Diesem Beweis ist das nächste Kapitel gewidmet. —

Kapitel II.

Fanatismus, Luxus, schlechte Sitten und Abfall vom Glauben führen nicht notwendig den Sturz der Gesellschaften herbei.

Es gab kein fanatischeres Volk als die Azteken in Mexiko. Nicht blofs der Feinde, sondern auch der eignen Bürger Blut flofs unaufhörlich auf den Altären ihrer Götter. Aber ihr Fanatismus hat ihren Untergang nicht herbeigeführt, und hätte das Genie eines Fernando Cortez und der Mut seiner Begleiter ihrer schaudervollen Herrschaft kein Ende bereitet, so hätte sie noch lange fortbestehen können.

Luxus und Verweichlichung lassen sich ebensowenig als Ursachen des Niederganges nachweisen. Sie wirkten bei den alten Griechen, Persern und Römern vielleicht in anderer Form, aber kaum in höherem Grade als bei den modernen europäischen Kultur-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

völkern. Zudem treten sie nur in den höheren Gesellschaftsklassen in Erscheinung. Auch im Mittelalter sind die Venetianer, Genuesen und Pisaner an der Anhäufung ihrer Schätze nicht zu Grunde gegangen. Wenigstens ist der Beweis dafür nicht erbracht.

Ferner braucht die Sittenverderbnis, an sich die schrecklichste Geifsel der Völker, nicht unvermeidlich zur Zerstörung zu führen. Wäre das richtig, so müfste die Macht und das Gedeihen eines Staates im direkten Verhältnis stehen zur Reinheit seiner Sitten. Aber schon die vielgerühmte Bauerntugend jener Römer von altem Schrot und Korn erscheint Gobineau in sehr fraglichem Lichte. Betrachteten sie doch ihre Frauen als Sklavinnen, ihre Kinder als Vieh und ihre Schuldner wie jagdbares Wild. Dagegen wende man nicht ein, dafs das allgemeine sittliche Niveau damals eben ein anderes war. Zeigt doch die Vertreibung der Könige in Folge der Entehrung der Lukretia, mag diese That geschichtlich oder sagenhaft sein, dafs das sittliche Gefühl des Volkes damals schon hinreichend geschärft war gegen den Mifsbrauch der Gewalt. Auch bei andern Völkern läfst sich nachweisen, dafs in ihrer Entstehungszeit die gröfsere Tugend durchaus nicht immer die gröfsere Kraft einhüllte. Die Staaten bestehen nicht nur trotz ihrer Laster, nein, sie verdanken ihren Glanz oft geradezu den abscheulichsten Sitten. Beweis: Die Banditenverfassung der Spartiaten und die nichtsnützige Sittenroheit der Phönizier. Gobineau entdeckt sogar bei gewissen Völkern, die sich schon dem Niedergang nähern, eine Überlegenheit sittlicher Empfindung gegenüber den Anfangszeiten ihres Werdens. Auch fehlen grofse Männer von geistiger und sittlicher Höhe durchaus nicht zu Zeiten staatlichen Verfalls. So weist er unter den römischen Kaisern auf Trajan, Antoninus Pius, Septimius Severus und Jovianus und unter den Bürgern auf die zahlreichen Gelehrten, Märtyrer und Apostel der ersten christlichen Kirche hin. An der Geschichte seines eigenen Volkes zeigt er im besonderen, dafs die Sittenverderbnis nichts als eine Krankheit ist, die in den verschiedenen Entwicklungsstadien einer Volksgemeinschaft sich bald verschlimmert, bald bessert, aber immerhin die Aussicht auf Heilung bewahrt. Sie hat daher nur transitorische Bedeutung.

Endlich macht man die Irreligiosität, die Aufgabe des väterlichen Glaubens für den politischen Verfall verantwortlich. Man will eine Wechselbeziehung wahrnehmen zwischen der Ausbreitung der Lehren eines Epikur und Zeno in Athen und Rom, dem Abfall von dem nationalen Götterglauben, dem beginnenden Atheismus und dem Untergang der beiden Republiken. Zunächst vergifst man dabei, dafs dieser Hinweis eben nur auf Griechenland und Rom pafst, denn andere Staaten, wie Tyrus, Karthago, Judäa, die Reiche der Azteken und Peruaner gingen zu Grunde, obgleich ihre Bürger mit inbrünstiger Liebe ihre ältgeheiligten Altäre pflegten. Aber auch für die beiden erstgenannten Staaten will Gobineau die Richtigkeit der angestellten Beobachtung nicht gelten lassen. In ausführlicher und fesselnder Darstellung schildert er den geistigen Zustand der Griechen und Römer zur Zeit des Skepticismus und der beginnenden Ausdehnung des Christentums und entwickelt dabei besonders folgende Gesichtspunkte:

Erstens: Der Atheismus war stets ein Luxus, den sich nur die wenigen Reichen und Gebildeten leisten konnten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zweitens: Diese wenigen Gebildeten mufsten aber in ihrem öffentlichen und politischen Wirken stets auf die strenggläubige grofse Menge gebührend Rücksicht nehmen, wie aus dem Beispiel Perikles', Cäsars und selbst des christlich gesinnten Konstantin hervorgeht.

Drittens: Die Gläubigkeit der grofsen Masse ist niemals unterbrochen worden. Der alte Glaube schwand nur, um dem siegreichen neuen Glauben Platz zu machen. Also auch hier kommt Gobineau zu dem Schlufs, dafs Mangel an Glauben nicht die Staaten zerstört.

Aber ebensowenig wie Gründe sittlicher Art kann eine schlechte Regierung, die ebenfalls schon von den Alten als staatenzerstörend bezeichnet wurde, als zwingender Grund zum Verfall angesehen werden. Davon im nächsten Kapitel.

Kapitel III.

Die geringere oder grössere Tüchtigkeit der Regierungen hat keinen Einfluss auf die Lebensdauer der Völker.

Unzweifelhaft tragen eine gute Verfassung und eine tüchtige Regierung unendlich bei zur gesunden Entwicklung eines Staates. Aber zu behaupten, dafs von ihrem Vorhandensein die thatsächliche Dauer einer socialen Gemeinschaft abhängig sei, das wäre falsch. Es wäre richtig, wenn Völker nachweislich nur in wohlgeordneten Staatswesen existieren könnten; aber dem widersprechen eben die Erfahrungen der Geschichte. Ja, man mufs zugeben, dafs gerade in der Jugendzeit des Völkerlebens, also in der Blüte ihrer Kraft, ihre Regierungsform nicht immer die beste ist. Gobineau geht dieser Frage auf den Grund, indem er vier Arten schlechter Regierungsformen annimmt:

Erstens ist eine Regierung schlecht, wenn sie unter dem Einflufs des Auslandes gebildet worden ist. Er denkt dabei an die Verfassung Athens unter den 30 Tyrannen. Sie wirkte aber nicht zerstörend, sondern die nationale Kraft gewann an ihr neuen Aufschwung.

Zweitens ist eine Regierung schlecht, wenn sie von einem siegreichen Stamme einem unterworfenen Volk aufgezwungen ist. So seufzte Frankreich im 14. Jahrhundert unter dem Joch der Engländer; China mufste lange Zeit die Gewaltherrschaft der Mongolen und mufs noch jetzt die fremde Mandschu-Dynastie ertragen. Aber sowohl Frankreich als auch China sind neugekräftigt aus dem Befreiungskampf hervorgegangen, und China wird auch die augenblickliche Fremdherrschaft einst abwerfen, ohne an seiner Lebenskraft etwas einzubüfsen.

Ferner kann eine Regierungsform schlecht sein, wenn ihr ursprünglich gesundes Lebensprincip im Laufe der Zeit entartet ist. Das ist das Schicksal der spanischen Monarchie. Sie war begründet auf kriegerischem Geist und kommunaler Freiheit. Dieser Geist sank in Vergessenheit gegen Ende der Regierung Philipps II. Eine unglückliche religiöse Organisation kam hinzu, so dafs Handel und Gewerbe in der allgemeinen natio-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nalen Zersetzung begraben wurden. Und dennoch bestreitet Gobineau, — er thut es vor dem Jahre 1853 — dafs Spanien als eine tote Nation anzusehen sei.

Endlich ist eine Regierungsform schlecht, wenn sie in ihrem Innern den Keim zum Zwiespalt zwischen Regierenden und Regierten oder zwischen einzelnen Klassen der Unterthanen bietet. So sah man im Mittelalter die französischen und englischen Könige im Kampfe mit ihren Vasallen oder die Bauern mit ihren Lehnsherren. So entstanden in Deutschland die Hussitenkriege, die Kämpfe der Wiedertäufer und anderer Sektierer (sic!). Und ähnliche Zustände gab es in Italien, ohne dafs sich aus allen diesen Bürgerkriegen eine Schwächung der nationalen Kraft nachweisen liefse.

Nun hat es zwar unzweifelhaft glänzende Regierungen gegeben, die wie ein aus dem Dunkeln hervorbrechender Sonnenblick ein Volk im Glücke erstrahlen liefsen. Aber ebensowenig wie schlechte Regierungen einem Staate Verderben brachten, haben jene glänzenden seine eigentliche Lebenskraft wesentlich gestärkt. Dazu waren sie zunächst nicht häufig und langdauernd genug. Ferner sind gerade über die Segnungen dieser glänzenden Regierungen die Ansichten durchaus geteilt, wie Gobineau an dem Beispiele Wilhelms von Oranien für England und Ludwigs XIV. für Frankreich nachweist. Aufserdem kann man geschichtlich nachweisen, dafs die Regierungen, unter denen ein Volksstamm schliefslich seinen Untergang fand, durchaus nicht immer die schlechtesten waren.

Kapitel IV.

Was man unter dem Worte Entartung zu verstehen hat; von der Mischung der Rassen, und wie menschliche Gesellschaften sich bilden und wieder vergehen.

Eine schlechte Regierung an sich hat also, ebensowenig wie die behandelten moralischen Mifsstände, noch nicht den Untergang einer Nation zur Folge. Es muss vielmehr neben diesen Mifsständen ein von ihnen unabhängiger Todeskeim vorhanden sein. Ist er vorhanden, so wird auch der bestregierte Staat zu Grunde gehn, so gut wie ein zum Tode erschöpftes Pferd auch auf ebener Bahn stürzt. Zu dieser tieferen Erkenntnis über die Ursachen des staatlichen Niedergangs war man schon in der Zeit nach der grofsen Revolution vorgedrungen. Aber leider hat man es nicht verstanden, diesen Gedanken logisch weiter zu verfolgen. Welches ist denn dieser Todeskeim? fragte man sich; und man antwortete: Es ist die Entartung. Die Nationen sterben, sobald ihre Elemente entartet sind. — Das war ganz schön, aber man scheiterte wiederum an der Begriffsbestimmung der Entartung. Man erklärte nämlich: Entartet ist das Volk, welches durch schlechte Regierung, durch Schwelgerei, Fanatismus oder Irreligiosität die Erbtugenden seiner Väter verloren hat. Das heifst also: Ein Volk geht an den socialen Mifsständen zu Grunde, wenn es entartet ist, und es ist entartet, weil es an den socialen Mifsständen zu Grunde geht. Der schönste circulus vitiosus!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch Gobineau sieht in der Entartung den eigentlichen Todeskeim für die Völker. Sie gehen unter, weil sie nicht mehr dieselbe Kraft wie ihre Väter besitzen, um die socialen Gefahren zu bestehen, mit einem Wort, weil sie entartet sind. Aber neu und epochemachend ist es, dafs Gobineau dem Begriff der Entartung einen fafsbaren Inhalt giebt. Entartet ist bei ihm dasjenige Volk, in dessen Adern in Folge mannigfacher Mischungen und Kreuzungen nicht mehr das reine Blut seiner Väter fliefst, von denen es schliefslich nur noch den Namen, aber nicht mehr die Rasseeigenschaften besitzt.

Wenn aber eine Rasse durch Blutmischung verschlechtert werden soll, so setzt das voraus, dafs die einzelnen Rassen einander nicht gleichwertig sind, und somit kommt Gobineau zu dem Hauptpunkte seines Werkes, nämlich zur Untersuchung über die Ungleichwertigkeit der einzelnen Rassen. Zu diesem Zwecke sucht er uns eine Vorstellung davon zu machen, auf welche Weise sich ein Geschlecht, ein Stamm zu einer Nation entwickelt.

Ein solcher Stamm wird, instinktmäfsig geleitet durch die in ihm wirkende Lebenskraft, sich selbst Gesetze auferlegen, um in seiner Gesamtheit eine Rolle in der Welt zu spielen. Dabei sind Berührungen mit anderen Stämmen und Familien unvermeidbar, und er mufs diese, dem Erhaltungstriebe folgend, auf friedlichem oder kriegerischem Wege sich einzuverleiben suchen. Das ist der erste, notwendige Schritt zur Civilisation; alle Kulturvölker, mögen sie schliefslich eine hohe oder niedrige Stufe erreicht haben, mufsten ihn thun.

Aber es giebt auch eine grofse Zahl Völkergruppen, welche nicht einmal diesen ersten Schritt zu thun vermochten. Die Neger Polynesiens, die Samojeden und andere nördliche Stämme, der gröfste Teil der afrikanischen Neger sind nie zu einer umfassenden Stammesverbindung gelangt. Wohl greift auch hier der Stärkere den Schwächeren an, aber nur, um ihn zu berauben und zu töten, nicht um ihn sich anzugliedern. Wenn wir nun sehen, dafs solche uncivilisierten Stämme über alle Zonen der Erde verbreitet sind, dafs sie am Meer, an Seeen und Flüssen, in Wäldern, Steppen und Einöden wohnen, so kann ihr politisches Unvermögen auch nicht durch Klima oder Örtlichkeit beeinflufst sein, sondern mufs als die Folge einer inneren, angeborenen Minderwertigkeit angesehen werden. Sie sind unfähig, den natürlichen Widerwillen, den Menschen und Tiere gegen jede Kreuzung empfinden, zu besiegen.

Gobineau beleuchtet dann die verschiedenen Entwicklungsstufen eines Stammes, der sich zu einer wirklichen Nation erhebt. Ein solcher Stamm begnügt sich nicht mit der einmaligen Einverleibung unterworfener Stämme, sondern erobert schliefslich ein grofses Reich, dessen Boden er sich aneignet und dessen Bewohner er neben sich duldet, bis im Laufe der Jahrhunderte nach Ausgleichung der seelischen und gesellschaftlichen Gegensätze Sieger und Besiegte durch Kreuzung immer mehr zu einem Stamme verschmelzen.

Doch bleibt merkwürdigerweise selbst bei den Stämmen vorgerückter Mischung immer noch ein starker Widerwille gegen weitere Mischung zurück. Am auffallendsten ist dieser Widerwille bei den Arabern, die doch selbst semitisch-hamitischer Mischung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entsprossen sind, aber wegen ihrer stammweisen Absonderung zu keiner vollen Nationalität gelangen können. Derselbe Widerwille besteht auch anderswo. So giebt es in Frankreich, wie Gobineau erzählt, noch jetzt Landkreise, welche eine Heirat von Dorf zu Dorf verabscheuen.

Demnach unterliegt das gesamte Menschengeschlecht zwei Gesetzen: dem Gesetz der Abstofsung und dem der Anziehung. Ersteres beherrscht die wilden Völkerschaften völlig, während das zweite um so stärker auf die übrigen Völker wirkt, je entwicklungsfähiger sie sind.

Nehmen wir noch einmal an, dafs eine Familie kraft angeborener Instinkte sich zu einem grofsen Stamme entwickelt hat. Im weiteren Verlaufe seiner Entwicklung wird dieser entweder selbst erobernd weiter schreiten oder einem stärkeren Stamme unterliegen. Setzen wir den ersten Fall: Er unterwirft andere Stämme, aber beherrscht sie nicht nur, sondern regiert und veredelt sie, indem er gute Sitten und Einrichtungen der Unterworfenen beibehält, die schlechten aber durch eigene bessere ersetzt. So springen zwei Thatsachen in die Augen: Einmal, dafs eine minderwertige Rasse, weil sie zufällig in die Hände eines starken Herren fiel, zur Anteilnahme an einem höheren Geschick berufen wird, wie z. B. die Angelsachsen in England durch ihre Unterwerfung unter die normannische Kultur. Zweitens aber, dafs ein auserwähltes, ein Herrenvolk, das als solches mit starker Neigung zur Vermischung mit anderem Blut begabt ist, durch die intime Berührung mit der besiegten minderwertigen Rasse sein Blut verschlechtert. Denn sollte auch die Bluterneuerung bei der einen Kreuzung stehen bleiben, so hätte man nach längerem oder kürzerem Zeitraum eine neue Rasse vor sich, unzweifelhaft weniger tüchtig, als die Vorfahren der besseren Volkshälfte, aber immer noch genügend stark und vielleicht mit besonderen Werteigenschaften begabt, die als unmittelbare Wirkung der Mischung selbst anzusehen sind. Aber gewöhnlich ist der Verlauf nicht so, und die Kreuzung beschränkt sich nicht auf die beiden ursprünglichen Völker.

Also das trotz der Kreuzung mächtige Volk macht neue Eroberungen. Jedesmal fliefst ihm neues Blut zu, und je gröfser die Nation wird, desto mehr verändert sich der ursprüngliche Volkscharakter. Wenn sich nun schliefslich auch noch zahlreiche Fremde einfinden, gelockt durch die Reize einer höheren Kultur, so können im Volke Bestrebungen hervortreten, durch Kastenbildung das Blut der Volksgenossen vor weiterer Zersetzung zu bewahren. Aber selbst wenn, wie bei den Hindus, durch religiöse Vorschriften und Androhung schwerer Strafen dieser Kastengeist geschützt wird, so wird dennoch das Volk, gerade weil es in Folge seiner kulturellen Beanlagung mild und duldsam ist, den Zwang der Absonderung vielfach durchbrechen, so dafs bald ein Volksteil entstehen wird, den die Mitglieder der Kaste nicht mehr als gleichwertig betrachten. Aber auch dieser Teil wird wieder das Bestreben zeigen, sich vor weiterer Vermischung zu bewahren, und wird eine zweite, wenn auch minderwertige Kaste bilden, mit demselben Erfolge wie die alte Kaste, so dafs schliefslich die ganze Bevölkerung in verschiedene Kasten und zahlreiche Unterabteilungen von immer geringerem Werte zerfällt. Ein derartig hartnäckiges Absonderungsbestreben findet sich aber thatsächlich fast nur bei den Brahmanen; bei allen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

umwohnenden, an der indischen Geisteskultur teilhabenden Völkern schwand, soweit sich überhaupt Anfänge zur Kastenbildung gezeigt hatten, diese Neigung mit dem Augenblicke, wo jeder einzelne Volksgenosse ohne Rücksicht auf seine Abstammung die Möglichkeit erlangte, durch tüchtige Leistungen und hervorragende Entdeckungen sich berühmt zu machen. Aber ein solches Volk hörte dann auf, ein Herrenvolk zu sein und bestimmend auf das Schicksal anderer Völker einzuwirken. Sein Blut ging auf in dem Zuflusse aller Völker, die es auf sich abgeleitet hatte.

Und so verschwindet schliefslich jede ursprünglich siegreiche Rasse im überwiegenden Blute der unterworfenen Völker. Die Zersetzung kann unter verschiedenen Bedingungen früher oder später eintreten, aber sie vollzieht sich stets und ohne Ausnahme. Hat nun damit der Niedergang der Rasse begonnen, so braucht doch darum die Civilisation, deren Schöpferin sie gewesen ist, nicht gleichzeitig zu verschwinden. Sie kann noch lange weiter bestehen, ja sich noch höher entwickeln, wenn schon der schaffende Keim ihrer Macht und ihres Ruhmes in ihr erstorben ist. Denn dieser Keim hat Einrichtungen, Sitten und Gesetze, kurz Formen geschaffen, welche dem dahinsiechenden Staatskörper ein mehr oder weniger anhaltendes Schattendasein gewährleisten. Doch lange dauert es nicht, dann ist auch die Civilisation tot.

So löst sich denn das Rätsel über Leben und Tod der Nationen dahin auf, dafs kein Kulturvolk in sich selbst absterben würde, wenn die ursprünglichen Elemente seiner nationalen Kraft stets unverändert, von Mischung unberührt blieben. Hätte Darius bei Arbela in seinen Schlachtreihen noch wirkliche Perser arischer Rasse gehabt, hätten sich zur Zeit des niedergehenden römischen Kaiserreiches in Senat und Heer noch Männer von dem Schlag derer befunden, über die einst Fabius verfügte, Perser- und Römerreich beständen und herrschten noch! — Aber, wird man einwenden, sie hätten schliefslich dennoch einem an Kraft überlegenen Sieger begegnen oder auch durch den Zufall einer verlorenen Schlacht ihre Selbständigkeit einbüfsen können! Freilich, ihr Staatsgebilde hätte auf diese Weise endigen können, aber nimmer ihre Civilisation, ihr socialer Körper! Ihre Niederlage wäre nur ein vorübergehendes Übel gewesen. In der Neuzeit wurde China zweimal von social minderwertigen Siegern erobert. Beidemal mufsten sich die Sieger der chinesischen Kultur unterwerfen; sie waren hierin der empfangende Teil. Die ersten Eroberer, die Mongolen, sind längst wieder verjagt, die zweiten, die Mandschus, werden ihnen über kurz oder lang folgen. Ebenso ist das Verhältnis der Engländer zu den unterworfenen Indern und ihrer Civilisation. Der Zufall der Eroberung kann einem Volke, dessen Blut und Einrichtungen noch einigermafsen das Gepräge der ursprünglichen Rasse bewahren, den Lebensfaden nicht abschneiden. Die oft aufgeworfene Frage, was geschehen wäre, wenn die Karthager den Römern gegenüber siegreich geblieben wären, erledigt sich damit auf das leichteste. Hätten sie auch bei Zama gesiegt, so hätten sie früher oder später doch den Römern unterliegen müssen, da deren arische Abstammung sie an politischer Tüchtigkeit hoch über die Abkömmlinge eines phönizischen Zweiges stellte.

Bei den vorstehenden Betrachtungen mufste Gobineau, der Kürze und Deutlichkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wegen, die Thatsache der ursprünglichen Ungleichwertigkeit der Rassen verschiedentlich als schon bewiesen annehmen. Trotzdem sind wir bisher nur gleichsam in die Vorhalle dieser wichtigen Erkenntnis eingetreten. Ihre Tragweite ist aber so bedeutend, dafs man nicht genug Gründe und Thatsachen herbeischleppen kann, um ein so gewaltiges Gebäude zu stützen.

Kapitel V.

Die Ungleichheiten der Rassen sind nicht das Ergebnis der gesetzlichen Einrichtungen.

Der Gedanke einer von Anbeginn vorhandenen und ursprünglich anhaftenden Ungleichwertigkeit der Rassen hat seit den ältesten Zeiten und überall geherrscht und galt als Grundlage für alle Regierungstheorien. Das System der Kasten, der Adelsklassen, der Aristokratien, soweit sie auf dem Vorrecht der Geburt beruhen, entspringt aus ihm. Auf ihm beruht das Gefühl der Überlegenheit, das jedes Volk für sich über ein anderes hegt. Erst wenn eine Mehrzahl der Bürger gemischtes Blut in sich trägt, versucht man das, was nur für eben diese Mehrzahl zutrifft, zu einer allgemeinen und absoluten Wahrheit zu stempeln, und fühlt sich zu der Behauptung berufen, dafs alle Menschen gleich seien. Von einer berechtigten Auflehnung gegen die Tyrannei der herrschenden Klasse geht man über zur Verneinung der natürlichen Gründe der Überlegenheit. Diese soll dann nicht mehr blofs verkehrt, sondern auch unberechtigterweise angemafst sein. Kulturfähigkeit ist nicht mehr das Erbteil weniger Auserwählter, sondern ein Gemeingut aller Menschengattungen. Und die Summe aller dieser dekadenten Empfindungen offenbart sich in dem politischen Grundsatz, der, wie der Schlauch des Aeolus, so gewaltige Stürme einschliefst, dafs alle Menschen Brüder seien.

Aber auch wissenschaftlich wird dieser Satz vertreten. »Alle Menschen«, sagen die Verteidiger der menschlichen Gleichheit, »sind ausgerüstet mit denselben Geisteswerkzeugen, derselben Natur, mit demselben Wert, derselben Fassungskraft.« Also das Hirn des Huronen enthält im Keim denselben Geist, der den Engländer und Franzosen auszeichnet! Und um den nicht wegzuleugnenden Abstand in der Kulturhöhe beider zu erklären, beruft man sich zunächst auf den Einflufs des wechselnden Klimas. Denn, sagt man, der Norden bringt andere Kulturformen hervor als der Süden, der Wald andere als die Steppe u. s. w. Sehr geistvoll, aber leider durch die Thatsachen widerlegt! Denn auf allen Punkten der Erde, in den verschiedensten klimatischen Lagen bestehen nebeneinander Barbarei und Civilisation. Der stumpfsinnige Fellah verkalkt unter derselben Sonne, welche den mächtigen Priester von Memphis bestrahlte. Der gelehrte Berliner Professor lehrt unter demselben unfreundlichen Himmel, der einst das Elend der finnischen Wilden sah. (sic!)

Es ist aber auch für die Anhänger der Gleichheit der Rassen wenig folgerichtig, wenn sie es dulden, dass einzelnen Völkern bestimmte Rasseneigenschaften unwidersprochen nachgesagt werden. Der Graeculus war in den Augen der Römer eitel, geschwätzig und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mutlos, der karthagische Bauer prozesssüchtig und falsch. Und wer weifs heute alle die Unterschiede aufzuzählen, die den Deutschen, den Spanier, den Engländer und Russen unterscheiden sollen? Mögen sie im einzelnen richtig sein oder nicht, jedenfalls sind sie im allgemeinen vorhanden. Trotz aller Schwärmerei für Gleichheit wird man es nicht ändern können, dass in der Tragödie des Lebens die Starken die Rollen der Könige und Herren spielen, während die Schwächeren mit den niederen Ämtern sich begnügen. Und in der That sind die Gleichheitsschwärmer durchaus nicht immer geneigt, in der Praxis die Folgen aus ihrer Lehre zu ziehen. So sind die demokratischen Angelsachsen Nordamerikas von ihrer Überlegenheit gegenüber den Südstaaten stark durchdrungen*).

Deshalb sucht man den nicht wegzuleugnenden geistigen Abstand zwischen einzelnen Völkern auch durch Einwirkung der verschiedenen Sitten und vor allem der staatlichen Einrichtungen zu erklären. Es sei ein grofser Unterschied, ob eine tüchtige oder untüchtige Regierung ein Land leite, ob Freiheit oder Despotismus die natürliche Veranlagung der Unterthanen fördere oder einschränke. Doch Gobineau widerlegt die Möglichkeit eines solchen Einflusses der Regierungsformen auf das geistige Leben eines Volkes, indem er folgende Untersuchung anstellt.

Eine Regierungsform, sagt er, kann doppelten Ursprungs sein. Entweder stammt sie von dem Volke her, das unter ihren Vorschriften lebt, oder sie ist von fremden Gewalthabern einem unterworfenen Volke aufgezwungen.

Im ersteren Falle liegt die Sache ziemlich einfach. In jedem autonomen Staate ist das Gesetz ein Ausflufs der Volksinstinkte. Nicht so, dafs es unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen sein müsse, sondern es mufs, um gut zu sein, den Empfindungen und Bedürfnissen des Volkscharakters entsprechen. Und wenn ein hervorragender Gesetzgeber auf den ersten Blick als einziger Urheber einer segensreichen Verfassung erscheint, so wird man bei näherem Zusehen sich überzeugen, dafs er in bewunderungswürdiger Weise nur das festgelegt hat, was die lebendige Volksseele ihm diktierte. So gab der scharfsinnige Lykurg nur das, was dem Charakter der dorischen Spartiaten entsprach; die graue Theorie eines Drakon, der nicht in der Seele seines Volkes zu lesen verstand, schuf eine Verfassung, die von vornherein den Keim des Unterganges in sich trug. Dadurch werden die Verdienste grofser Gesetzgeber um ihr Volk keineswegs herabgesetzt, denn sie haben durch ihren genialen Scharfblick ihrem Volke die Bahn seiner natürlichen Entwicklung geöffnet. Somit sind alle Gesetzeseinrichtungen von der Rasse bedingt, nicht umgekehrt. Sie sind eine Wirkung der Rasseeigenschaften, nicht ihre Ursachen.

Gesetzgeber der neueren Zeit, welche in der Seele ihres Volkes nicht zu lesen verstanden und deshalb scheiterten, sind Karl I. von England, schlecht beraten vom Grafen Strafford, oder die Kalvinisten in Frankreich, welche eine gleichzeitig aristokratische und republikanische Verfassung mit Waffengewalt einführen wollten. Ebenso Philipp von Orléans, der Regent Frankreichs während der Minderjährigkeit Ludwigs XV.

*) Vor dem Bürgerkrieg geschrieben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ferdinand der Katholische dagegen verstand die Seele seines Volkes, als er die ebenso schrecklichen wie notwendigen Maſsregeln zur Vernichtung der Mauren ergriff. Der groſse Napoleon verstand den Geist seiner Franzosen, als er die Religion wiederherstellte, dem militärischen Geiste der Nation schmeichelte und eine zugleich schützende und beschränkende Regierungsgewalt einführte.

Also: Da die Nationen zeitlich vor den Gesetzen vorhanden sind, erhalten diese von den Nationen ihr Gepräge, ehe sie auf jene zurückwirken können, und Änderungen, welche im Laufe der Zeit an den Gesetzeseinrichtungen hervortreten, beweisen dies Verhältnis noch mehr. Denn wir sahen oben, daſs ein Volk bei fortschreitender Civilisation durch Blutmischung sich immer mehr von den Rasseeigenschaften seiner Vorfahren entfernt. Die Gesetze, welche diesen bequem waren, werden für die anders gearteten Nachkommen nicht mehr passen und umsomehr der Abänderung bedürfen, je weiter die Entartung vorgeschritten ist.

England hat unter allen europäischen Staaten verhältnismäſsig am wenigsten Blutmischung erfahren, und man findet deshalb hier noch immer die alten wirtschaftlichen und politischen Einrichtungen der Plantagenets und Tudors als Grundlage des socialen Gebäudes erhalten. Freilich seit Jakob I. und besonders der unter der Königin Anna vollzogenen Union begann eine fortschreitende Mischung mit schottischem, irischem und anderem Blute, wodurch in der Folge manche Neuerungen begünstigt wurden.

Im Gegensatz zu England hat Frankreich die gröſsten Wandlungen durchgemacht. Bis zur englischen Invasion hat der mehr germanische Norden seinen feudalen Charakter leidlich zu wahren gewuſst, der auch in dem Unabhängigkeitsgefühl der Städte zum Ausdruck kam. Als nach der Vertreibung der Engländer die mehr gallo-romanischen Stämme von Mittelfrankreich zur Vorherrschaft gelangten, begann die den Kelten eigentümliche Lust am Kriegswesen und an auswärtigen Abenteuern, sowie der dem römischen Blut entsprossene Hang zum Autoritätsglauben Platz zu greifen. Heinrich IV., als Aquitanier noch mehr römisch als keltisch, brachte die absolute Monarchie fast zum Abschluſs. Als aber endlich die Stadt Paris, deren Bevölkerung eine Mischung aus den mannigfachsten völkischen Abarten darstellt, die maſsgebende Stellung in Frankreich errang, da ward mit jeder rasseeigenen Überlieferung gebrochen, und Frankreichs Politik wurde fortan durch neue Doktrinen bestimmt, die seinem alten Volkscharakter durchaus fremd waren. Aus allen diesen Beispielen ergiebt sich aber, daſs die Bevölkerung die Regierungsform beeinfluſst und nicht umgekehrt.

Wie steht es nun, wenn ein Volksstamm gezwungen eine nicht von ihm selbst erfundene Verfassung von einem fremden Volke annimmt?

Die groſsen Kulturvölker des Altertums, im besonderen die Römer, waren zu verständig, um eine solche Übertragung ihrer eigenen Gebräuche auf die unterworfenen Stämme zu erzwingen. Sie begnügten sich mit der militärischen Sicherung des Landes und einer ordnungsmäſsigen Eintreibung der Steuern. Im übrigen lieſsen sie die Sitten jedes Volkes unberührt. Nur wenn einzelne Gebräuche, wie die Menschenopfer der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keltischen Druiden, gar zu schroff mit ihren Empfindungen im Widerspruch standen, schritten sie dagegen ein. Aber der Erfolg war sehr merkwürdig und lehrreich: Bei der bald von römischen Kolonisten stark durchsetzten Bevölkerung der narbonensischen Provinz gelang ihnen die Unterdrückung des Menschenopfers verhältnismäfsig leicht. Je weiter sie aber nach dem von Kolonisten gemiedenen Norden kamen, desto ohnmächtiger erwies sich ihre Macht in der Bekämpfung dieser Blutsitte. In den armorischen Provinzen, wo das keltische Blut sich rein erhielt vor römischer Mischung, konnte selbst das siegreich vordringende Christentum diese barbarischen Sitten nicht völlig ausrotten. Noch im 17ten Jahrhundert zeugte die dort übliche Sitte der Ermordung von Schiffsbrüchigen und die barbarische Ausübung des Strandrechtes davon, wie rein das keltische Blut sich dort erhalten hatte.

Auch in der Kolonialgeschichte der letzten Jahrhunderte haben sich Spanier, Engländer und Holländer mit der militärischen Niederwerfung ihrer Kolonien zufrieden geben müssen. Ihre Kultur blieb ohne Einflufs auf die fremdrassige Bevölkerung. So ist es im südlichen Amerika den Spaniern zwar gelungen, die alten Reiche zu zerstören. Aber trotz der neuen Verfassung haben sie die Einwohner nicht zu Menschen gemacht, die ihren Lehrmeistern glichen. Diese mischten sich schliefslich mit den Besiegten und sanken selbst auf ein niedrigeres Niveau herab.

Im Norden bewahrte angelsächsische Willenskraft die Sieger vor Vermischung. Aber die Staatseinrichtung, welche den Europäern die beste schien und mit der sie die Unterworfenen zu beglücken gedachten, entsprach eben deren Instinkten nicht: Die Indianer starben aus.

Ebenso steht es in Ozeanien. Die Eingeborenen sind überall, wohin europäische Kultur gelangte, im Absterben. Man kann sie entwaffnen, sie hindern zu schaden, aber man ändert sie nicht. Sie dürfen sich nicht mehr auffressen; so betrinken sie sich mit Branntwein! Das ist der einzige Kulturerfolg, dessen sich die Europäer ihnen gegenüber rühmen können.

Nur zwei Staaten giebt es, die, von einer uns fremden Menschenrasse gebildet, dennoch nach einer europäischen Staatsform regiert werden, nämlich das Königreich Hawaï (Sandwichinseln) und die Negerrepublik Haïti. Eine Würdigung dieser Staaten wird vollends die Wirkungslosigkeit aller Versuche darthun, einem Volke eine Verfassung aufzuzwingen, die nicht aus seinem eigenen Charakter hervorgegangen ist.

Auf den Sandwichinseln*) haben wir ein glänzendes Repräsentativsystem: Ein Herrenhaus, ein Abgeordnetenhaus, ein Ministerium und einen König; nichts fehlt. Aber alles ist nur Dekoration! In Wahrheit regieren die protestantischen Missionare mit Hilfe eines völlig aus Europäern zusammengesetzten Ministeriums. Der König und die Eingeborenen beharren trotz der Musterverfassung in der Minderwertigkeit ihrer Rasse. Nicht lange, so wird irgend eine Grofsmacht das Reich in Verwaltung nehmen, und die Eingeborenen werden aussterben.

*) Geschrieben vor 1853.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anders steht es mit der Negerrepublik Haïti. Die ihr benachbarte dominikanische Republik kommt hier nicht in Betracht, da die Bevölkerung schon stark gemischt und immer mehr weifses Blut in sich aufzunehmen bestrebt ist. Aber die westliche Negerrepublik ist ziemlich rasserein, die Regierung wird völlig selbständig von Schwarzen ausgeübt und ist in ihren Formen den europäischen Mustern oft bis in die lächerlichsten Äufserlichkeiten nachgebildet. Die allerneusten Lehren politischer Weisheit, alles was der Liberalismus seit Beginn des 19ten Jahrhunderts an Feinheiten verkündet hat, was Schwärmer für Unabhängigkeit und Menschenwürde niedergeschrieben haben, alle Erklärungen von Menschenrechten und Grundsätzen haben an den Ufern des Artibonite einen Widerhall geweckt. Nichts Afrikanisches lebt mehr in den geschriebenen Gesetzen; die Erinnerungen an den hamitischen Erdteil sind aus den Geistern amtlich gestrichen. Sprache und Einrichtungen sind europäisch. Sehen wir jetzt, wie sich ihre Sitten dazu verhalten.

Welch ein Gegensatz! Die Sitten sind ebenso verderbt, ebenso roh, ebenso wild wie in Dahomey oder im Lande der Fellatahs. Derselbe barbarische Sinn für auffallende Farben, dieselbe Gleichgiltigkeit gegen die Schönheit der Form! Bunte Gewänder mit Flimmergold, aber zerrissen und zerfetzt! Sauberkeit ein unbekannter Begriff! Will man einem hohen Beamten aufwarten, so trifft man einen langen Neger auf einer Holzbank ausgestreckt, den Kopf mit einem zerrissenen Taschentuch umhüllt und bedeckt mit goldbetrefstem Dreimaster. An diesem Gliederhaufen hängt ein gewaltiger Säbel herab, und der Herr General trägt Pantoffel. Die geistige Verfassung verrät gänzlichen Mangel an Bildung neben der Hoffärtigkeit des Barbaren. Wenn er den Mund öffnet, so entströmen ihm die abgetretensten Gemeinplätze, die er alle auswendig kann. Er redet wie Freiherr v. Holbach, philosophiert wie Herr v. Grimm und hat im Grunde doch kein ander Interesse als Tabak zu kauen, Alkohol zu trinken, seinen Feinden den Bauch aufzuschlitzen und sich die Freundschaft der Zauberer warmzuhalten. Die übrige Zeit schläft er.

Die innere Politik des Negerstaates beruht auf dem Gegensatz der in der Minderheit befindlichen, geistig höher stehenden Mulatten und den Vollblutnegern, welche die ersteren mit grimmigem Hasse verfolgen. Gegenseitige Abschlachtungen bilden hier den dauernden Inhalt der Parteipolitik, ohne dafs die philanthropischen Gesetzesbestimmungen etwas dagegen vermögen. Es herrscht eben der natürliche Instinkt der Bevölkerung.

Auch die auswärtige Politik hat ihre Wurzeln lediglich im Hasse gegen alles Fremde. Bei der angeborenen Faulheit der Neger sind Ackerbau und Gewerbe nicht einmal dem Namen nach bekannt, der Handel nimmt von Tag zu Tag ab, die Bevölkerungszahl desgleichen, und in nicht allzuferner Zeit wird das einst üppige und fruchtbare Land verödet und den wilden Ziegen preisgegeben sein.

Setzen wir den Fall, die Bewohner von Haïti hätten eine ihren eigenen Instinkten entsprechende Verfassung erhalten, so kann man annehmen, dafs die Mulatten die Küstengegenden besetzt hätten, um im Verkehr mit den Europäern immer mehr fremdes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Blut und fremde Art anzunehmen, während die Neger sich in das Innere zurückgezogen hätten und nach und nach zu denselben patriarchalisch-barbarischen Zuständen zurückgekehrt wären, unter denen ihre Vorfahren einst in Afrika lebten und glücklich waren. So aber stirbt die Bevölkerung aus unter dem Einflufs von Gesetzen, die ohne jede Beziehung sind zu der Eigenart ihrer Rasse.

Zum Schlufs des Kapitels erwähnt Gobineau noch das Geschick der Guarani, der Ureinwohner von Paraguay, welche die Jesuiten in geschicktester Weise einer höheren Kulturstufe entgegenzuführen sich bemüht haben. Aber auch hier kommt er zu demselben Ergebnis, dafs es keiner Menschenrasse gegeben ist, dem eigenen Instinkte untreu zu werden, noch den Pfad zu verlassen, auf welchen Gott sie gestellt hat.

Kapitel VI.

Im Fortschritt oder Stillstand sind die Völker unabhängig von den Gegenden, die sie bewohnen.

Man glaubt gemeinhin, dafs ein Volk, wenn es in einem gemäfsigten Klima, an grofsen Flüssen, breiten und verkehrsreichen Strassen, in fruchtbaren Thälern oder am Fufse erzereicher Gebirge wohnt, gleichsam von der Natur dazu auserlesen sei, aus dem Zustand der Barbarei zur Civilisation emporzuwachsen. Ein Uebermafs von Hitze und Kälte halte dagegen eine solche Entwicklung zurück. Die Ansicht hat aber zur natürlichen Voraussetzung, dafs jedes Volk in gleicher Weise den Keim künftiger Gröfse in sich trägt. Ein blendender Gedanke, aber in offenem Widerspruch mit der Wirklichkeit! Kein Land erfüllt alle obengenannten Bedingungen in üppigerer Weise als Amerika. Und doch ward der grösste Teil dieser glücklichen Gegenden seit einer Reihe von Jahrhunderten von Stämmen bewohnt, die sich unfähig zeigten, derartige Schätze auch nur in mäfsiger Weise auszubeuten. Zwar weisen in den Gebieten zwischen Eriesee und dem Golf von Mexiko, zwischen dem Missuri und den Felsengebirgen Reste von Bauwerken sowie mit Inschriften versehene Felsen und Grabhügel auf ein uraltes Geschlecht hin, das eine beachtenswerte Höhe geistiger Kultur erreicht hatte. Aber eine nähere Verwandtschaft zwischen diesem verschollenen Kulturvolk und den Indianerstämmen, die in historischer Zeit dies Land durchschweiften, läfst sich nicht nachweisen. Aber mögen sie nun auf Grund eines natürlichen Bandes oder eines blofsen Sklavenverhältnisses von den alten Herren des Landes die dürftigen Künste erlernt haben, die sie jetzt noch ausüben, auffallend bleibt es, dafs sie nicht fähig waren, das Erlernte weiter zu bilden. Diese Fähigkeit ist also gänzlich unabhängig von klimatischen und geographischen Umständen.

So sind andererseits alte Kulturländer wie Indien und Äpypten durchaus nicht von Uranfang an fruchtbar gewesen. Auch China bot in seinem gröfseren Teil dem Ackerbauer grofse Schwierigkeiten, und die alten Kaiser mufsten erst Kanäle bauen und Sümpfe trocken legen. Desgleichen erhielt Mesopotamien, das Land altassyrischer Kultur, seine gerühmte Fruchtbarkeit erst durch künstliche Bewässerung. Aber mag man zugeben, dafs

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese Länder immerhin den Keim zu künftiger Fruchtbarkeit und somit die Möglichkeit einer höheren Entwicklung ihrer Bewohner in sich getragen haben, so kann man anderseits doch nicht leugnen, dafs diese Bewohner, um die noch schlummernden Kräfte ihres Bodens zum Leben zu erwecken, bereits einen höheren Grad socialer Entwicklung, und zwar schon vorher erreicht haben mufsten.

Aufserdem gab es Kulturvölker, deren Boden ewig unfruchtbar blieb. Die Phönizier, auf engem, dürrem Landstreifen eingeengt, zwischen der Meeresküste und den Felsenketten des Libanon, schienen durch ihre geographische Lage von vornherein verurteilt, als plumpe Ichthyophagen oder armselige Piraten ein kümmerliches Dasein zu fristen. Aber ihr Land, von der Natur zu einem Kerker bestimmt, ward dank dem erfindungsreichen Geist seiner Bewohner zu einer behaglichen Stätte von Palästen und Tempeln. Ja, wird ein Gegner einwenden, die Not hat eben die Phönizier zu dem gemacht, was sie waren, hat ihren Geist geweckt! Warum weckt dieselbe Not aber nicht den Geist so vieler andrer Stämme, die unter ähnlichen Verhältnissen in Afrika, Amerika und Ozeanien wohnen? Warum kommen die Kabylen von Marokko, ein alter Volksstamm, dem obendrein die Nachahmung europäischer Sitten nahe liegt, nicht heraus aus dem Zustande elenden Piratentums? Warum ist im indischen Archipel mit seiner wie zum Handel geschaffenen Lage, ebenso auf den australischen Inseln jeder fruchtbringende, friedliche Verkehr gänzlich in der Hand der Fremden, der Chinesen, Malayen und Araber? Weil eben nicht die geographische Lage, sondern allein der Geist der Bewohner Kultur schafft. So haben schon seit alten Zeiten die Armenier einen ansehnlichen Grad der Kultur in denselben abgeschlossenen Berggegenden erreicht, in denen zahlreiche andere Stämme nie aus dem Zustand der Barbarei herausgekommen sind.

In ähnlicher Lage befanden sich die Juden. Umgeben von Stämmen mit verwandter Sprache und z. T. auch von verwandter Abstammung, liessen sie doch diese an Kultur weit hinter sich zurück. Als Krieger, Ackerbauer und Kaufleute haben sie unter den verwickeltsten Regierungsformen lange Jahrhunderte des Wohlstandes und des Ruhmes durchlebt und durch ein kluges Auswanderungswesen die Schwierigkeit der räumlich beschränkten Heimat überwunden. Und auch die Fruchtbarkeit dieser Heimat konnte nur durch die scharfsinnigen Mafsregeln israelitischer Landwirte künstlich hergestellt und erhalten werden. Und was für Männer lebten in diesem kümmerlichen Flecken Erde? Eben jene Juden, welche, geschickt in ihren Unternehmungen, ausgezeichnet durch Freiheitsliebe, Stärke und Intelligenz, ehe sie in ruhmvollem Kampfe ihre Unabhängigkeit verloren, der Welt ebenso viel Gelehrte wie Kaufleute schenkten.

Selbst die Griechen hatten keine Ursache, mit ihrer geographischen Lage in allen Punkten zufrieden zu sein. Der Boden war z. T. recht dürftig. Wohl galt Arkadien als das gepriesene Land der Hirten, wohl ward Böotien von Demeter und Triptolemos geliebt; aber Arkadien und Böotien spielten in der griechischen Geschichte nur eine winzige Rolle. Selbst das reiche Korinth glänzt erst an zweiter Stelle. Wer aber waren die Träger griechischen Ruhmes? In erster Linie die Athener, deren Felder und dürre Olivenbäume

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weifslicher Staub deckte, die als Haupthandelsartikel Statuen und Bücher vertrieben; und daneben die Spartaner, deren Wohnsitz tief vergraben lag in engen Felsmassen, wo die Siegesgöttin sie aufsuchte.

Ebenso bezweifelt Gobineau, dafs Rom seine Weltmachtstellung seiner topographischen Lage verdanke. Sobald die Welt den römischen Kaisern gehorchte, empfand man die ungünstige Lage der Metropole. Die ersten Kaiser residierten fast immer in Griechenland, Tiberius auf Kapri und sein Nachfolger in Antiochia, einige sogar in Trier. Schliefslich mufste Rom den Titel der Hauptstadt an Mailand abtreten. Somit ist Rom trotz seiner Lage und nicht wegen derselben grofs geworden.

Und wirft man einen Blick in die neueren Zeiten, so häufen sich die Beweise, welche für Gobineaus Lehre sprechen. Die grofsen Handelsstädte des Mittelalters finden sich dort, wo kein Theoretiker der alten Zeit sie hingebaut hätte. So erhebt sich Nowgorod in einer eisigen Gegend und Bremen an einer fast ebenso kalten Küste. (sic!) Die Hansastädte im Centrum Deutschlands werden inmitten kaum erwachter Länder gegründet. Das politische Übergewicht verlegt sich in Gegenden, die man vorher kaum kannte. In Frankreich schwindet die Bedeutung der grofsen Römerstädte des Südens zu Gunsten des Nordens. Paris, ein Flecken, zu fern dem Meere, um Handel zu treiben, und doch zu nahe, um vor den normannischen Piraten sicher zu sein, wird der Mittelpunkt der Macht. In Italien läuft Ravenna, inmitten seiner Sümpfe, sowie Amalfi der päpstlichen Hauptstadt den Rang ab. Aber nicht etwa durch einen Zufall vollzieht sich dieser Umschwung, sondern er ist stets bedingt durch die Gegenwart einer besonders tüchtigen, siegreichen Rasse. Also nicht die örtliche Lage giebt einem Volke seinen Wert, sondern umgekehrt, die Nation verleiht dem Gebiete seinen wirtschaftlichen, moralischen und politischen Wert.

Dabei soll die Wichtigkeit der örtlichen Lage für gewisse Städte als Stapelplätze, Hafen- oder Hauptstädte nicht geleugnet werden. Es giebt Städte, welche, wie Konstantinopel und Alexandria, unzweifelhaft in Folge ihrer günstigen Lage mit Recht die Schlüssel der Welt genannt werden, und wenn einst die Landenge von Panama durchbohrt sein wird, so wird die den Kanal beherrschende Stadt zu einer wichtigen Rolle in den Welthändeln berufen sein. Aber die Bevölkerung dieser Stadt wird je nach ihrem inneren Wert die Rolle gut oder schlecht spielen.

Kapitel VII.

Das Christentum schafft keine Kulturfähigkeit und verändert sie auch nicht.

Aus den vorhergehenden Betrachtungen ergeben sich zwei Schlüsse: Erstens, dafs die Mehrzahl der Menschenrassen überhaupt unfähig ist, sich zu civilisieren. Zweitens, dafs auch keine äufseren Antriebe, weder die Art der Regierungsform noch klimatisch-geographische Verhältnisse, so einflufsreich sie sonst für die Hebung menschlicher Kultur sind, dort Civilisation erzeugen können, wo der Rasse selbst die Fähigkeit dazu abgeht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie steht es nun mit dem Christentum, das wir verehren als den Glanzpunkt aller Menschenkultur? Sollte es nicht Kultur erzeugen können? Oder sollte es Völker geben, denen sein Licht vergeblich leuchtet? Gobineau tritt mit Entschiedenheit dafür ein, dafs alle Menschen mit der gleichen Fähigkeit begabt sind, das Christentum anzunehmen und nach seinen Lehren zu leben. Hier hört die Ungleichheit der Rassen auf. Es ist demnach unwahr, dafs die verschiedenen Religionsbekenntnisse, wie Christentum, Islam, Buddhismus u. a., ihrer inneren Natur nach auf bestimmte geographische Zonen angewiesen und beschränkt sind. Wenigstens ist das Christentum bereits über alle Breiten der Erde verteilt, Mongolen, Indianer, Eskimos, Chinesen und Japaner leben und sterben für ihren Christenglauben. Aber man darf nicht Christentum ohne weiteres mit Civilisation verwechseln. Beide setzen ganz anders geartete Fähigkeiten voraus. Einer Verwechslung dieser Fähigkeiten machten sich zunächst die Rationalisten des 18. Jahrhunderts schuldig, welche das Christentum mit seiner Lehre von der Entsagung geradezu als kulturfeindlich hinstellen wollten. Wer seine Augen und Wünsche beständig dem himmlichen Jerusalem zuwendet, der wird, so sagten sie, für die Fortschritte weltlicher Kultur nichts übrig haben. Aber die menschliche Unvollkommenheit selbst verwandelt diesen Beweis in sein Gegenteil. Denn die Menschheit wird niemals ernstlich so weltvergessen sein, dafs sie auf die irdischen Dinge verzichtet. Wenn das Christentum ein Übermafs fordert in Hinsicht auf Entsagung, so geschieht es, um wenigstens ein Geringes zu erlangen. Und insofern es die Sitten mildert, die Nächstenliebe pflanzt, überhaupt das Leben der Seele vertieft, giebt es der letzteren eine Allgewalt, welche auch dem Fleische zu gute kommt. So hat es in der That civilisatorischen Einflufs, aber nur mittelbar. Seine unmittelbare Wirkung dagegen erstreckt sich nur auf übersinnliche Dinge, und es bekümmert sich garnicht um den socialen Zustand des Bekehrten, wenn nur die Seele gebessert wird. Wenn freilich ein dem Christentum gewonnener Volksstamm kulturfähige Rasseeigenschaften besitzt, so wird das Christentum seine Entwicklung fördern. Aus sich selbst ihm Kulturfähigkeit verleihen kann es nicht. So ist denn eine specifisch christliche Kultur eine moderne Erfindung; in Wahrheit giebt es eine solche nicht.

Dagegen giebt es wohl eine heidnische, brahmanische, buddhistische und jüdische Civilisation. Denn diese Religionen sind oder waren streng national und deshalb mit der Politik eng verquickt. Ihr Gott war der Gott einer bestimmten socialen Gemeinschaft und lebte und wirkte nur zum Schutz und Segen dieser einen. Das war eben der grofse, neue Gedanke des Christentums, dafs es von dieser Auffassung aller früheren Religionen abwich. Es wandte sich nicht nur gleichmäfsig an Arm und Reich, sondern an die Mitglieder aller Völker. Deshalb gewannen bei der Ausgiefsung des heiligen Geistes die Apostel die Fähigkeit, alle fremden Sprachen zu verstehen und zu sprechen. Das Christentum umfafst alle Völker mit gleicher Liebe und zieht keine Civilisation der anderen vor. Der wilde Galla kann, wenn er auch in seinen äufseren Beziehungen ein Galla bleibt, ein ebenso vollkommener, gläubiger Christ und Auserwählter werden, wie der frömmste Prälat in Europa.

Seit 1800 Jahren, seitdem die christliche Kirche besteht, hat sie zahlreiche Völker-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaften bekehrt, ohne ihren politischen oder socialen Zustand anzurühren. Sie begnügt sich mit allen Verhältnissen, mit der gemeinsten Hütte, und trifft sie einen Wilden, dessen beschränkter Sinn die Nützlichkeit eines festen Obdachs nicht begreift, so findet sich ein frommer Missionar, der sich neben ihn auf den harten Fels setzt und nur darauf bedacht ist, seiner Seele die Heilsbegriffe einzuflöfsen. Sache des Christentums ist es nicht, die Intelligenz unter den Menschen auszubreiten noch dem Gedankenlosen neue Gedanken zu liefern. Selig sind, die geistig arm sind! Die Heiligen der Kirche sind durchaus nicht immer Gelehrte oder auch nur Gebildete gewesen. Die Eingeborenen des südlichen Amerikas gehören seit Jahrhunderten der christlichen Kirche an, und sind doch immer noch Wilde, ohne Verständnis für die europäische Kultur, welche sie beständig vor Augen haben. Ebenso die Eskimos und die Lappländer. Man könnte sich wohl vorstellen, dafs durch Frömmigkeit und Reinheit der Sitten ausgezeichnete Personen aus ihren Reihen hervorgehen, aber nimmer gelehrte Theologen, intelligente Offiziere, geschickte Mathematiker oder verdienstvolle Künstler, mit einem Worte jene Elite geistiger Vervollkommnung, welche den Wesenswert der herrschenden Rasse bedingen. Das Christentum macht die Menschen vor Gott gleich, aber nicht untereinander und vor den Menschen. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, und es scheidet sonach aus bei der Beurteilung der Frage über die Kulturfähigkeit der Rassen.

Nun giebt es Menschen, welche den eben geschilderten Standpunkt vollkommen teilen und dem Christentum eine unmittelbare Einwirkung auf die Civilisation nicht einräumen, aber doch meinen, dafs in mittelbarer Weise, durch den persönlichen Einflufs der Prediger des neuen Glaubens eine Entwicklung und Besserung auch der materiellen Lage der Bekehrten herbeigeführt werde. So sind die Cherokesen und die Creeks im nördlichen Amerika unter Leitung ihrer Missionare dahin gelangt, ihre Ländereien zu bebauen, wohlgepflegte Herden zu halten und auf ihren Pflanzungen sogar Sklaven zu beschäftigen. Mit Recht weist demgegenüber Gobineau darauf hin, dafs hier keine natürliche Entwicklung vorliege, dafs nur unter dem harten oder milden Zwange der amerikanischen Regierung oder der protestantischen Missionare eine künstlich aufgepfropfte Kulturpflanze ihr Dasein friste. Hört dieser äufsere Zwang einmal auf, so wird die Kulturpflanze von selbst wieder zum Wildling; dauert aber der Zwang fort, so stirbt die Pflanze aus. Solche Ergebnisse künstlicher Civilisierung besagen also garnichts. Es hiefse ja auch die menschliche Kreatur unter das Tier herabdrücken, wollte man die Möglichkeit leugnen, aus einem Wilden einen Ackerbauer zu machen. Denn zu welchen erstaunenswerten Leistungen werden nicht selbst Tiere abgerichtet! Zu solch absurden Ergebnissen müssen aber gerade diejenigen gelangen, welche, um das Prinzip der Gleichheit aller Rassen zu retten, ihre Zuflucht zu der scheinbaren Kultur der nordamerikanischen Indianer nehmen. Ihre Bewunderung für diese Civilisierten beruht auf einer Voraussetzung, welche für den Gegenstand ihrer Begeisterung wenig schmeichelhaft ist.

Freilich giebt es sehr grofse Gelehrte, welche den Unterschied zwischen Tier und Menschen gern verwischen möchten. Zwischen gewissen Menschenrassen und den grofsen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Affenarten gäbe es nach ihnen keinen wesentlichen, sondern höchstens noch stufenweisen Unterschied. Mit sittlicher Entrüstung weist Gobineau diese Beleidigung der Menschenwürde zurück. Der niedrigste Buschmann steht immer noch himmelweit über dem höchstentwickelten Tier! Er oder seine Kinder könnten immerhin so weit gebracht werden, dafs sie irgend ein Gewerbe betreiben, das ein gewisses Nachdenken erfordert.

Doch darf man darum, wie wir oben schon sahen, diesen gewerbethätigen Buschmann noch nicht für civilisiert halten. Weil gewisse Neger die Musik erlernt haben oder als Angestellte in einem Bankhause thätig sind, weil sie lesen, schreiben, rechnen, ja tanzen können wie die Weifsen, glaubt man sie allen Aufgaben gewachsen. Dieselben Leute aber, welche so übereilte Schlüsse ziehen, wundern sich auf der andern Seite über den grofsen Gegensatz der slavischen Kultur zu der unsrigen. Sie behaupten, dafs Russen, Polen und Serben, die mit uns doch etwas näher verwandt sind als die Neger, nur an der Oberfläche civilisiert sind, dafs nur ihre höheren Schichten, und auch nur soweit ihre Familien durch Heiraten mit Franzosen, Engländern oder Deutschen vermischt sind, im Vollbesitz unseres Ideenkreises sich befinden. Also in den Slaven sehen sie nur Nachahmer unserer Kultur, und angelernte Neger sollten etwas Höheres bedeuten? Keineswegs! In den Zustand der Civilisation ist erst derjenige wirklich eingetreten, der über die blofse Nachahmung hinaus aus eigenen Kräften und ohne fremde Leitung selbständige Fortschritte machen kann. Eine solche Wirkung hat aber selbst die Annahme des Christentums noch niemals hervorgebracht. Dasselbe kann nicht einmal Rassenunterschiede zwischen verwandten Stämmen ausgleichen, und der christlich gewordene Pathane bleibt stets ein anderer Schlag als der bekehrte Hindu, der Russe im Orenburger Bezirk stets verschieden von den christlichen Nomadenstämmen, unter denen er lebt.*)

*) Wegen der Beschränktheit des Raumes mufs der Text hier abgebrochen werden. Das ganze Werkchen wird aber demnächst als Broschüre im Verlag von Hermann Walther, G. m. b. H., Berlin, erscheinen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Affenarten gäbe es nach ihnen keinen stufenweisen Unterschied. Mit sittlicher Entrüstung r Menschenwürde zurück. Der niedrigste Busch t über dem höchstentwickelten Tier! Er oder sei eit gebracht werden, dafs sie irgend ein Gewerbe be erfordert.

Doch darf man darum, wie wir ob n Buschmann noch nicht für civilisiert halten. Weil en oder als Angestellte in einem Bankhause thätig n, ja tanzen können wie die Weifsen, glaubt man sie Leute aber, welche so übereilte Schlüsse ziehen, wu den grofsen Gegensatz der slavischen Kultur zu der n, Polen und Serben, die mit uns doch etwas näher er Oberfläche civilisiert sind, dafs nur ihre höheren S milien durch Heiraten mit Franzosen, Engländern od esitz unseres Ideenkreises sich befinden. Also in der serer Kultur, und angelernte Neger sollten etwas E den Zustand der Civilisation ist erst derjenige wirkl Nachahmung hinaus aus eigenen Kräften und ohne itte machen kann. Eine solche Wirkung hat aber s noch niemals hervorgebracht. Dasselbe kann nicht verwandten Stämmen ausgleichen, und der christ ein anderer Schlag als der bekehrte Hindu, der Ru eden von den christlichen Nomadenstämmen, unter de

---

*) Wegen der Beschränktheit des Raumes s ganze Werkchen wird aber demnächst als Broschüre im V lin, erscheinen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf